

**Zeitschrift:** Die Berner Woche  
**Band:** 36 (1946)  
**Heft:** 26

**Artikel:** Die Sendung der Kate Bigler [Fortsetzung]  
**Autor:** Vuilleumier, J.F.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-645705>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 07.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# DIE SENDUNG DER KATE BIGLER

Roman von J. F. Vuilleumier

## 6. Fortsetzung

„Dabei soll ein Besen auf Englisch broom heißen!“ Mutter Bigler schüttelte ungläubig den Kopf.

„Ohne e ist broom ein Besen“, korrigierte Trini.

Mrs. Chase stellte erstaunt die Augenbrauen hoch: „soso, ohne e... das hätte nicht einmal ich gewusst, ein Donnerding, eure Kate.“

„Kate spricht und schreibt schon Englisch, wie eine geborene Amerikanerin“, betonte Mutter Bigler stolz, „sie singt sogar englische Lieder ganz fehlerlos.“

Trini wehrte lachend ab.

„Doch, doch“, mischte sich Grossvater ins Gespräch. Er hatte bis jetzt schweigend zugehört und umständlich die kleinen Brocken Brot gekaut: „wir singen miteinander englische Lieder. Nicht weil ich sie etwa besonders schön fände. Aber sie sind nötig, wenn man vorwärts kommen will in diesem fremden Land. Sie sind unerlässlich, heisst es, unerlässlich wie dieses „Kate“... „Kate“, brummte er unzufrieden, als störe ihn allein schon der Klang dieses Namens.

„Magst sie noch nicht, die Kate, hastest die Trini lieber“, lächelte das Mädchen. Auch ihr kam es eigentlich vor, dass man sie hier Kate nannte. Und doch hatten es alle von Anfang an für richtig gehalten. Den ganzen Tag hörte sie im Geschäft nichts anderes als Kate hier, Kate dort. Nun nannte sogar Mutter sie manchmal Kate, als wolle sie damit zeigen, dass auch sie amerikanisch zu fühlen beginne.

Dabei wusste Kate ganz genau, wie sehr Mutter das Heimweh noch immer in sich trug, wie wenig sie im Herzen amerikanisch fühlte, auch wenn sie nie darüber geklagt hätte. War man nicht hauptsächlich ihretwegen in dieses deutsche Quartier gezogen? Hier schlug Mutter vielleicht doch rascher Wurzeln als in der finstern Down-town, wo man sich zuerst niederglassen hatte.

Die Straßen sahen sich zwar alle gleich, ob man hier droben an der Ostseite oder unten an der Broomstreet wohnte. Das Haus war aus roten Backsteinen gebaut, hier wie dort, mit dem Gerüst der verrosteten Feuerfluchtlei-

tern davor. Die Wohnung setzte sich aus ähnlichen, hohen, schmalen Räumen zusammen, durch deren Schiebefenster hier wie dort gleich wenig Licht fiel.

Aber die Luft erinnerte Mutter entfernt an daheim. Hier gab es eine „Schwarzwälderstube“ und einen „Schwarzen Adler“. Es gab eine „Österreicher Halle“. Und der Wursthändler an der Ecke bei der Hochbahnstation grüsste Mutter Bigler mit einem freundlichen: „Was wünschen Frau Nachbarin?“ — In der Wiener Bäckerei stand ein blondes Mädchen hinter dem Tisch, mit dem sie holperig Deutsch kauderwelschen konnte. Und der ungarische Spezizer priest seine Ware auf jiddisch an, was beinahe wie Schweizerdeutsch klang.

Die paar heimatlich verständlichen Brocken, die Mutter überall zu hören bekam, taten ihr wohl. Sie wollte von hier wenn möglich nicht so bald wieder fortziehen. Daran dachte auch Trini nicht. Ihr Verdienst war gut. Der hohe Hauszins liess sich leicht damit bestreiten. Zwar stand sie dem Betrieb im Geschäft immer noch etwas fremd gegenüber, als sei die Firma erst in allerletzter Zeit gegründet worden und wehre sich auf eigenartige Weise um ihre Existenz. Doch die übrigen Bureauäpfchen nahmen Tag und Arbeit so selbstverständlich hin, dass sich Trini sagte: das sei eben Amerika.

Auch Mutter brachte jede Woche eine nette Zahl Dollars heim. Sie hatte darauf gehalten, sofort nach ihrer Ankunft in Familien als Halbtagshilfe, oder beim Waschen und Putzen mitzuarbeiten. Sie war rasch an andere Hausfrauen empfohlen worden. Wie sie berichtete, fiel ihr die Arbeit leicht. Man kannte hier bessere Hilfsmittel als daheim. Man schaute nicht auf jeden Rappen. Sogar die Dienstmädchen taten gross und erzählten von Wertpapieren und hohen Zinsen und Spekulationen, von Dingen, die Mutter Bigler spanisch klangen, mit denen sie sich aber stillschweigend abwand. Niemand verlangte von ihr mehr, als dass sie ihre Arbeit verrichtete, was sie mit schweizerischer Gewissenhaftigkeit tat.

Wenn nur auch Peter einmal eine feste Stelle finden würde? Er kam wohl immer

da und dort als Handlanger und Hilfsarbeiter unter und brachte seinen Verdienst zum grössten Teil nach Hause. Doch eine dauernde Stelle hatte er bis jetzt trotz Trinis Bemühungen nicht gefunden.

Manchmal wollte der glänzende Wohlstand, von dem alle mit der glücklichsten Miene berichteten, auf Trini beängstigend wirken. Aber die Amerikaner freuten sich wie Kinder daran, nahmen das Gute, wie es der Tag in seiner Fülle brachte, und kümmerten sich nicht um ein Morgen, das noch niemand kannte.

Auch das ist eben Amerika, redete sich Trini ein, ich kann mich nicht so rasch häuten, wie ich es gerne möchte, und doch wäre es bitter nötig, dass ich meine Schweizer Hemmungen endlich ablege.

Peter dagegen fand sich mit dieser unbeschwert Lebensauffassung rasch ab. Es war, als wecke sie sein tieferes Wesen recht eigentlich in ihm. Solange er mit einer vorübergehenden Aushilfestelle hier mehr verdienen konnte, als er in Europa auf dem besten Vorarbeiterposten je verdient hätte, solange der leichte Weg angenehm und einträglich blieb, wusste er nicht, warum er in altväterischer Weise sich um etwas anderes bemühen sollte.

Man lebte in einem andern Land, man lebte neuartig und frei. Man kannte keine Vorurteile. Hier war nach der Arbeit jeder gleich geachtet wie sein Nebenmann, sobald er die Überkleider abgelegt hatte. Jeder war ein Herr. Das machte Peter Eindruck. Er fand es gerissen, im weissen Hemd mit hochgekrempelten Ärmeln an der Bar zu sitzen und mit andern über Politik und Geldverdienen zu diskutieren, als ob er selbst ein geborener Yankee sei.

Er hat sich in diesem einen Jahr seltsam geändert, fiel es Trini ein, das Land und die Grossstadt haben unheimlich rasch von ihm Besitz ergripen.

... in diesem einen Jahr...

Kein Tag war in diesem Jahr vergangen, an dem die eigenen Leute, vor allem Grossvater Frei, Trinis Aufmunterung nicht bitter nötig gehabt hätten. So vergnügt und unternehmungslustig Grossvater Frei auf der Reise gewesen war, so ängstlich wurde er, sowie man an Land kam und in das Riesenungeheuer New York hineingerissen wurde. Uraltes Bauernmisstrauen gegen die Stadt und die Städter erwachte in ihm. Das Rauschen des Meeres hatte ihm vertraut geklungen, er wusste nicht weshalb. Das Rauschen der Grossstadt erfüllte ihn mit Furcht.

Besonders in den ersten Tagen hatte es Trini schwer gehabt, die vier Bruchstücke der Familie zusammenzuhalten. Mutter ging verbissen auf Arbeit aus. Grossvater schmolte, als sei ihm ein persönliches Unrecht widerfahren. Er zog sich mit seiner Geige, die er wie ein lebendes Wesen tröstete, in einen Winkel



Der Hirtenknappe mit seinem Gehilfen (Photo O. Furter)

der Kammer zurück, aus dem er kaum zu den Mahlzeiten hervorzulocken war. Wozu auch? Das Brot war schneeweiss und schmeckte wie Stroh, die Milch war dünn, die Butter gesalzen.

Peter verschwand, angeblich auf Stellensuche. Wo er sich in Wirklichkeit herumtrieb, ob er die verdächtigen Bekanntschaften, die er auf der Überfahrt gemacht hatte, weiter pflegte, wusste Trini nicht. Sie sorgte sich um ihn. Er rückte selten mit der Sprache heraus, oder er geriet in ein spöttendes Prahlen, gegen das es keinen Damm gab und mit dem er die andern in hastigem Wortschwall überschwemmte. Nur Trini liess den Mut nie sinken.

Sie freute sich am Betrieb der Strassen, an der ungeduldigen, unruhigen Menge, sie bewunderte den derbgebauten Polizisten, der in den heftigen Winterstürmen mitten im Strom der Wagen und Menschen mit seinen ruhigen Gebärden

die Anweisungen gab, die die Menge wie ein Riesenuhwerk in geregelter Bewegung hielt.

Nach den Festtagen, die trotz Trinis Bemühungen dunkel und drückend waren, wandelte sich auf einmal alles zum Guten. Trini rückte in ihrer Stelle rasch vorwärts. Neue Familien bewarben sich um Mutters Aushilfe. Peter brachte mehr Verdienst nach Hause. Sogar Grossvater Frei zeigte sich nach und nach zugänglicher. Er fing mit Trini wieder von seinen Plänen zu reden an, von der Metropolitan Oper, von der ruhmvollen Künstlerlaufbahn. Stückweise nur, als suchte er Scherben zusammen. Doch das Bild entstand für ihn in seinem alten Glanz.

Als gar an einem silbern flimmernden, warmen Frühlingsabend Mutter Bigler die Nachricht von einer freien Wohnung im deutschen Quartier heimbrachte, da schien ihnen allen das Schwerste überstanden zu sein. Man wartete mit Un-

geduld auf die ersten Sommerwochen, in welchen man hier hinaufzog, wo das Meer nicht mehr so weit war, wo der Himmel sich gross und frei im Osten auftat, wo man nur einige Minuten nach Westen wandern musste, um im Central Park sich weit weg von aller Grossstadt zu glauben, deren duftige Silhouetten unwirklich hinter den Baumgruppen an den Horizont gezaubert blieb.

„Es ist viel gegangen in diesem Jahr, sehr viel...“ sagte Trini, als sie sich wieder zu den andern setzte und Grossvater zuhörte, der plötzlich den Rank zum Plaudern gefunden hatte. Sie hatte abgeräumt und in der Küche etwas für Peter an die Wärme gestellt. Dann sassen sie alle um die Lampe und hörten Grossvaters Geschichten aus seiner Musiker- und Theaterlaufbahn zu. Er berichtete vom kleinen bescheidenen, eigenen Erfolg, den er einmal ernten durfte: „Aber hier drüben, wo sogar die Häuser — nicht etwa nur die Bäume — in den Himmel wachsen, hier kann es Trini viel weiter bringen, als es mir je beschieden war. Wir beide bringen es viel weiter miteinander, das sollt ihr noch erleben...“

Trotzdem die kleine, heitere Frau Chase Grossvaters Geschichten oft gehört hatte, wurde sie ihrer nie müde.

Mai... oh mai..., wie war doch die Welt dieser Schweizer verschieden von der ihren! Wenn der Alte einmal einem Gedanken nachstöberte und Atem schöpfte, hielt Frau Chase es gewöhnlich nicht länger aus. Dann musste auch sie auspacken und erzählen, wie sie im Wiesental auf einem Bauernhof, der an der Strasse von Hausen hinaufsteigt, gegen Geisbühl zu, gelebt hatte. Louise Wirth hatte sie damals geheissen und niemand hatte verstanden, warum sie plötzlich nach Amerika auswanderte und nicht einfach in die Schweiz in Stellung ging und Schweizerfranken heimbrachte, wie die andern taten.

Weil amerikanische Dollars noch etwas mehr wert sind als die Schweizerfranken, hatte sie den andern gesagt, denn sie hätte nie zugegeben, sich nicht und den andern nicht, dass Fritz Flatt, der Husar aus Mambach, ihr Schatz, ganz allein daran schuld war. Er hatte die Louise sitzen lassen und war der Berta Bolliger nachgestrichen — vielleicht nur zum Spass. Aber Louise fühlte sich derart verletzt, dass ihr das Wiesental und der schöne Schwarzwald plötzlich so unausstehlich wurden wie der Fritz Flatt selbst.

In der neuen Welt fand die saubere, zum Lachen leicht bereite Louise Wirth mit ihrem grossen, schwarzen Markgräfler Lätsch, den langen Zöpfen, dem schönen dicht befransten Seidenschal, bald eine Stelle und ihren neuen Schatz, den Vorarbeiter Bill Chase, der das Stickereigeschäft seines Schweizer Vorgesetzten nach dessen Tod übernahm und dann auch seine Louise sogleich heiratete. So wurde aus der kleinen Dienstmagd

Louise Wirth vom badischen Bauernhof die amerikanische Fabrikbesitzerin Mrs. Chase.

„Schwere Sorgen kannte ich nie, oh mai...“ seufzte sie, „nun, mir ist auch ein ruhiges, sonniges Alter beschieden, über das mein Einziger, mein Billyboy junior, wacht, der seinem verstorbenen Vater aus dem Gesicht geschmissen ist. Was könnte ich mir besseres wünschen?“

Sie schwieg nachdenklich und kein anderer Wunsch fiel ihr ein als die Hoffnung, einmal nach kurzer Krankheit zu frieden und ohne Schmerzen einschlummern zu dürfen, wie das ihrem grossen Bill beschieden war. Sie sah keinen Grund, weshalb ihr letzter Wunsch nicht auch erfüllt werden sollte. Sie war bis in ihre alten Tage gesund geblieben, ein langes Leiden kam wohl kaum in Frage.

Das Geschäft hatte sie längst gut verkauft, da Bill einen andern Beruf lernen wollte. Aus dem Ertrag konnte sie sich eine ausgiebige Altersrente erstehen. Und heute in dieser Zeit des allgemeinen Wohlstandes durfte sie es sogar erleben, dass ihr Junior auf der Börse Geschäfte betrieb, von welchen sie wohl nichts verstand, die aber bis vor kurzem nur einem Herrn Rockefeller oder Vanderbilt erlaubt gewesen waren...

„Oh mai... das sollte ich noch einmal dem Fritz Flatt nach Mambach schreiben“, kicherte sie, „der würde badische Augen machen, wenn er überhaupt noch am Leben ist, denn gehört haben wir nie mehr voneinander...“

Trini erinnerte sich später noch lange dieses Abends. Er war in seinem farbigen Glück derart ungetrübt gewesen, wie es draussen in der Natur Abende zu sein vermögen, welchen am nächsten Tag ein Zyklon, ein Erdbeben, eine Katastrophe folgen.

Was am nächsten Morgen über Neu-york und ganz Amerika hinwegstürmte, war schlimmer als ein Zyklon. Es war ein Unglück, das die erschrockenen Schweizer zum ersten mal jene ungeheuerlich brutalen Kräfte ahnen liess, die in der Neuen Welt unter dem vielen Schönen verborgen liegen.

Man war später als sonst beisammen geblieben. Keiner spürte, wie die Zeit zerrann. Die Erinnerungen aus Mrs. Chase fröhlicher Vergangenheit mischten sich in des eifrig gewordenen Grossvaters phantastische Zukunftspläne und Luftsässen zum beglückenden Bild.

Erst als die Kuckucksuhr zwölf Uhr schlug, horchte Mutter Bigler auf. Jetzt war es aber höchste Zeit, ins Bett zu kommen. In Eile, als habe man sich bei etwas Unerlaubtem ertappt, verabschiedete man sich von Mrs. Chase, die mit einem tadelnden: „Oh mai... oh mai... solche Nachtvögel sind wir geworden...“ ins erste Stockwerk hinunter trippelte.

Grossvater Frei unterhielt sich noch kurz mit seiner Geige, was er an keinem Abend zu tun vergass. Bei Mutterlöschte

das Licht bald aus. Trini machte sich in der Küche zu schaffen, sie hätte gerne mit Peter geplaudert.

Auch durchan erinnerte sich Trini später ganz genau, dass die Heimkehr Peters etwas wie einen kalten Luftzug in den Garten ihrer frohen Hoffnungen brachte. Oder war ihr dieser Gedanke etwa erst nachträglich gekommen?

Nein, sie wusste bestimmt, dass Peters Gespräche befremdend klangen, als er andeutete, es liege etwas in der Luft, habe er von Freunden erfahren... Sturmzeichen... mehr habe er selbst nicht begriffen.

Er war hungrig. Er vertilgte hastig das Restchen Fleisch und goss das Bier ins Glas, dass der Schaum überfloss.

Wo er den Abend zugebracht hatte, verriet er nicht. Er wickelte den Fragen Trinis mürrisch aus. Da liess sie ihn bedrückt allein. „Vergiss nicht, das Licht zu löschen“, mahnte sie, ehe sie ging. Er brummte etwas Unverständliches, zog

eine Zeitung aus der Tasche, goss ein weiteres Glas Bier ein und las.

«Schlaf wohl, Pierrot...»

Trini wäre ihm gerne durchs dichte, kaum gewellte Haar gefahren. Aber sie wusste, dass er Zärtlichkeiten hier noch weniger erträgt als daheim. Eine Last lag auf einmal auf ihrem Herzen, Sorge um den Bruder, Bangen vor etwas Unheimlichem, das sie sich nicht erklären konnte.

Als die Türe ins Schloss klappte, liess Peter die Zeitung sinken. Er staunte ins Leere. Er war auch heute wieder bei ihnen gewesen, bei Pratschinsky und Piantini und Henry Dill. Schön manche halbe Nacht hatte er mit dem Gesellen in der Pinte an der Mulberry Street verbracht. Es nützte ihm wenig, dass er sich immer wieder vornahm, nicht mehr hinzugehen. Er gab im letzten Augenblick immer wieder nach.

Weit mehr als Prat oder sogar Piantini fesselte Henry Dill den jungen Schweizer.

(Fortsetzung folgt)



Bluse mit Längsstreifen

Material: 1 Kn. weisses Häkelgarn Nr. 20, 1 Häkli Nr. 2.

Abkürzungen: B = Bogen. Luftm. = Luftsäse. T = Tour.

Technik: Man arbeitet Rosetten, welche bei der letzten T. leicht zusammengehäkelt werden. Auf beiden Seiten wird dann noch ein kleiner Abschluss gehäkelt, damit man das Entredoux gut an den Stoff annähern kann.

Rosette: Man macht 5 Luftm. und bindet sie zum Kreis. In diesen Kreis häkelt man 8 Gruppen zu je 3 Doppelstäbchen, welche durch Luftsässenbogen je 5 Luftm. verbunden werden. Ein Doppelstäbchen braucht 2 Umschläge. Ein gewöhnliches Stäbchen nur 1 Umschlag. Auf der folgenden Tour häkelt man in jedem Luftsässenbogen je 1 feste M. Die nächste T. besteht wieder aus Bögen, welche auf

## WELCHE SOMMERBLUSE LICHTEN SIE?

die vorhergehenden gemacht werden. Dann folgt die letzte T. Die Bögen werden diesmal wieder mit festen M. gefüllt und mit je 3 Piquot d. h. man häkelt 3 feste M., dann 1 Piquot, 3 feste M., 1 Piquot, 3 feste M. Auf dieser T. verbindet man je 2 Mittelpiquots miteinander. Nun folgt der Abschluss auf der 1. T. macht man 4 Luftm. auf häkelt man auf das Mittelpiquot 1 feste M., dann folgen 4 Luftm. auf das erste Piquot des 2. Bogens folgt 1 Stäbchen, und wieder kommen 4 Luftm. Nun legt man den Faden 2 mal um das Häkli und macht eine gewöhnliche Stäbchen in das zweite Piquot des gleichen Bogens, 1 Umschlag und 1 Stäbchen kommt in das mittlere Piquot des folgenden Bogens, und erst jetzt häkelt man den ersten noch auf dem Häkli verbleibenden Umschlag zum Stäbchen. Dann folgen wieder 4 Luftm. auf das letzte Piquot des gleichen B. Auf der folgenden T. häkelt man in diese Luftsässenbogen jeweils 5 Luftm. Die darauffolgende Tour besteht aus gewöhnlichen Stäbchen, indem jeweils 1 M. übersprungen und dafür oben 1 Luftm. übersprungen wird.

### Modell Marianne

Material: 1 Kn. Häkelgarn, Nr. 20. Häkli Nr. 2 (4)

Technik: Auf einer 5 cm breiten Luftsässenkette häkelt man: 1 T. 5 Luftm., unten 2 M. überspringen, 1 feste M., 5 Luftm., unten 2 M. über springen, 5 Stäbchen in dieselbe M., 5 Luftm., unten 2 M. überspringen, 1 feste M., 5 Luftm., unten 2 M. überspringen, 5 Stäbchen in dieselbe M., 5 Luftm.

# Reise einer Bernerin nach RIO

Erzählt von  
Erika Baumgartner-Jordi, die im vergangenen Jahr ihren Gatten auf eine Geschäftstreise begleitete

Am 18. Juli 1945, also ungefähr zwei Monate nachdem in Europa die Friedensglocken ertönten, haben wir im Berner Bahnhof von unseren Freunden und Bekannten Abschied genommen. Als sich der Zug schon in Bewegung setzte, drückten wir uns nochmals die Hände und freundliche Stimmen riefen uns «gute Reise», viel Glück in Brasilien und ein letztes auf Wiedersehen». Bald waren die lieben Gestalten unsern Blicken entchwunden und mit ihnen auch die vertrauten Türen unserer Heimatstadt. Unser Gemüt, das durch den Abschied und die Aufregungen der letzten Tage noch etwas aufgewühlt war, erholt sich rasch wieder beim unvergleichlich schönen Anblick des

Genfersees, der in der Mittagssonne blitzte. Am frühen Nachmittag erreichten wir Genf. Während dem zweistündigen Aufenthalt hatten wir genug Zeit, uns mit etwas Proviant zu versorgen, auf dem Reisebüro einige Formalitäten zu erledigen und den Zoll zu passieren.

Unsere Weiterreise erfolgte mit einem der Züge, die wöchentlich einmal direkt nach Barcelona fuhren. Im Schlafwagen herrschte eine unerträgliche Hitze. Erleichtert atmeten wir auf, als sich die Räder in Bewegung setzten und wir die Nasen an die frische Luft hängen konnten. Kaum dass wir uns dessen bewusst waren, lag der Heimat hinter uns und schon rollten wir auf französischem Boden weiter. Wie froh waren wir um unsern Reiseproviant, nachdem wir vergnügt auf das «diner au wagon-restaurant» warteten. Allerdings mussten unsere Sandwiches gut eingeteilt werden, denn obwohl der Schnellzug die Kilometer nur so säte, waren deren noch viele bis zur spanischen Grenze. Je mehr wir in der Nacht fuhren, um so langsam schlichen die Stunden dahin — immer länger wurden sie. An den Schlafwagen der rollenden Räder waren wir wohl noch zu wenig gewöhnt, jedenfalls gelang der Versuch, die Nacht durch den Schlaf abzukürzen, immer weniger. Spät kamen wir in Champéry an. Der Bahnhof schien für die Stadtbevölkerung Anziehungskraft zu haben; doch bald stellte sich heraus, dass sich diese Menschen nicht bloss aus Neugierde zu den Wagen drängten, sondern hauptsächlich nach Zigaretten Ausschau hielten. Glückstrahlend nahm ein älterer Mann das Päckchen, das wir ihm anboten, in Empfang. Zum Dank lief er so schnell ihn seine Beine trugen, um uns eine Flasche Wasser zu holen, für das wir nicht minder froh waren. Nun konnten wir endlich unsern Durst löschen. Schliesslich entschloss sich der Zug zur Weiterfahrt, und wir verabschiedeten uns von unserem Franzosen, der uns während der Wartezeit erst so richtig zu verstehen gab, was das Wort «Krieg» bedeutet, und wieder einmal mehr sahen wir ein, welch unverständiges Glück wir Schweizer in der Heimat hatten.

Die Lichter der Bahnhostationen, die durchs Abteil huschten, rissen mich immer von neuem aus dem Halbschlaf. Diese Nacht schien kein Ende zu haben. Aber endlich begann es doch zu dämmern, und es war schön zu sehen, wie das Licht nun überall zugleich wuchs. Da, wo der Zug hielt, bot sich immer das gleiche trostlose Bild. Es zeigte uns stille, traurige Menschen und bleiche, kranke Kindergesichter, die uns mit grossen Augen fragend anblickten. Wie freuten wir uns, dass wir von allen Seiten so viel Schokolade mit auf die Reise erhielten, die wir nun verteilen konnten. Unsere Spender waren es sicher auch recht so; nur schade, dass sie das glückliche Lächeln der Kinder nicht sehen konnten. Sicher hätte es manchen Schweizer, der sich wegen der Rationierung beklagte, nachdenklich gestimmt, wenn er dem Elend in Frankreich mit eigenen Augen begegnet wäre.

Um die Mittagsstunde kamen wir in Cerbère an, wo die Zollkontrolle gemacht wurde. Mein Mann kam ungeschoren

davon, dank den Schweizer Zigaretten, die er einem Zöllner in die Hand drückte, was damals mehr geschätzcht wurde als bares Geld. Ich hingegen wurde nach allen Regeln der Kunst durchsucht, und da ich zufälligerweise an eine Nichtraucherin geriet, war auch mit Zigaretten nichts zu machen. Es half auch kein Protestieren, als mir zwei Privatbriefe, die für Leute in Brasilien bestimmt waren, kurzerhand vernichtet wurden. Von nun an waren mir die Frauenzimmer auf den Zollstellen ein Dorn im Auge! Nach andherthalb Stunden drehten sich die Räder von neuem und nach wenigen Minuten empfing uns Spanien. Nachdem wir in Porbou wiederum erlesen wurden, erlaubte es uns die Zeit nicht mehr, im Bahnhofbuffet an unser leibliches Wohl zu denken, um unsere bereits fühlbare Magensenkung zu beheben.

Die Strecke Porbou — Barcelona kann man — wenigstens nach unsern Begriffen — weder schön noch interessant nennen. Vor allem aber fiel uns die grosse Trockenheit auf, die der sonst so fruchtbaren Landschaft alles Leben zu vernichten drohte. Einzig die grossen Olivenplantagen behielten ihr grünes Gewand und brachten etwas Abwechslung in das verdörrte Naturreich. Eine mitreisende Spanierin wandte sich an uns und bemerkte, indem sie auf die kalhe Erde wies: «Dies ist die Strafe Gottes für den Bürgerkrieg.» Noch heute erinnern hier und dort Spuren an die Revolutionszeit, und zur Stunde gibt es noch Hunderte von Kriegsflüchtlingen und Waisenkindern. So wie die Züge, musste auch der Krieg den Tunnel von Porbou passieren, um sein trauriges Werk in Frankreich und um unsere Grenzen herum weiterzuführen — und doch haben die Menschen in Spanien seither wieder gelernt zu lachen und fröhlich zu sein, und die Frau, gut gepflegt und elegant gekleidet, scheint von neuem ihre Rolle übernommen zu haben.

Abends um 8 Uhr fuhren wir in den Bahnhof von Barcelona ein. In unserm müden, hungrigen Zustand waren wir froh, dass der dortige Vertreter, dem wir unsere Ankunft vorgängig mitteilten, bereits ein Zimmer für uns reserviert hatte. Wir haben nichts so sehr genossen wie die erste richtige Mahlzeit auf spanischem Boden. Bis dahin gab es ja keine Gelegenheit, ein rechtes Essen zu erhalten, und unser Reiseproviant war längst verschwunden. Nun wurde uns auf einem Menu serviert, das uns an die Vorkriegszeiten erinnerte und dazu noch punktfrei. Zu unserer Schande muss ich gestehen, dass wir in den vier Tagen, die wir in Barcelona zubringen mussten (ich schreibe absichtlich «mussten», da wir nur zu gerne schon am folgenden Tag dem Abteil huschten, rissen mich immer von neuem aus dem Halbschlaf). Diese Nacht schien kein Ende zu haben. Aber endlich begann es doch zu dämmern, und es war schön zu sehen, wie das Licht nun überall zugleich wuchs. Da, wo der Zug hielt, bot sich immer das gleiche trostlose Bild. Es zeigte uns stille, traurige Menschen und bleiche, kranke Kindergesichter, die uns mit grossen Augen fragend anblickten. Wie freuten wir uns, dass wir von allen Seiten so viel Schokolade mit auf die Reise erhielten, die wir nun verteilen konnten. Unsere Spender waren es sicher auch recht so; nur schade, dass sie das glückliche Lächeln der Kinder nicht sehen konnten. Sicher hätte es manchen Schweizer, der sich wegen der Rationierung beklagte, nachdenklich gestimmt, wenn er dem Elend in Frankreich mit eigenen Augen begegnet wäre.

Um die Mittagsstunde kamen wir in Cerbère an, wo die Zollkontrolle gemacht wurde. Mein Mann kam ungeschoren

(Fortsetzung folgt)